

Als das nahe Appenzellerland genauso exotisch war wie die fernsten Länder

Im 18. Jahrhundert zelebrierte die Schweiz die Unberührtheit der Alpen und schaute zugleich wie gebannt in die weite Welt

URS HAFNER

Der Palais de Rumine sieht aus wie ein Renaissance-Palazzo, steht aber in Lausanne und ist nur etwas über hundert Jahre alt. Neuerdings will er mit seinen Museen und der Bibliothek ein «Palast des Wissens» für die Bevölkerung sein. Zurzeit führt er die Besucherinnen und Besucher in das Aufklärungsjahrhundert ein, das der schweizerischen Nationsbildung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorausging. Was also weiss man über diese Zeit? Die von Kunsthistorikerinnen konzipierte und vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützte Schau «Exotic?» verknüpft zwei Sachverhalte, die auf den ersten Blick wenig gemein haben.

Erstens: Nicht nur das monarchische Europa hat im 18. Jahrhundert die Eidgenossenschaft als Hort mehr oder weniger wilder Alptrichten wahrgenommen, sondern auch dessen bürgerliche Eliten. Davon zeugt Albrecht von Hallers Gedicht «Die Alpen», das unter den gebildeten Ständen zum Hit wurde, ebenso wie die gigantische Papiertapete des Stockalperschlosses in Brig mit ihren bukolischen Szenen. Reiseberichte und Gemälde entwarfen die Schweiz als «exotischen» Ort, dessen unterbürgerliche Schichten ganz gut ohne Zivilisation auskamen.

Weniger bekannt ist der zweite Aspekt der Schau: wie globalisiert die Schweiz des 18. Jahrhunderts war. Da steht etwa ein stattlicher Thurgauer Holzschlitten, dessen Galionsfigur einen schwarzen Mann mit roten Lippen darstellt. Drei Porzellanfiguren bilden eine Szene, in der ein gefesselter Sklave, auch er nackt und schwarz, den Besitzer wechselt. Die Zeichnung eines Weltreisenden gibt einen «Negertanz» wieder. Dazu kommen der auch auf dem Land dokumentierte Konsum von Tee, Kaffee und Zucker, Damenkleider aus Baumwolle, schwarze Bedienstete in grossbürgerlichen Haushalten, Tapeten mit Ananasmotiven. Aussereuropa ist selbst im Alltag präsent.

Die Schweiz schaute so gebannt in entlegene Gegenden, wie ihre Herren auf die eigenartigen Äpler starrten. Der Oberländer war, wenn man so will, für den Stadtberner Patrizier nicht weniger ein «Neger» als der südafrikanische «Hottentotte». Dem 19. Jahrhundert mit seinem wissenschaftlich fundierten Ras-



«Combats et Jeux des Nègres», Aquarell des Waadtländer Malers François Aimé Louis Dumoulin, 1788. MUSÉE HISTORIQUE DE VEVEY / VILLE DE VEVEY

simus und Imperialismus ging also ein folgenschwerer exotisierender Blick voraus – besagt die Ausstellung.

Faszination oder Ausbeutung?

Was aber bedeutet hier «exotisch»? Die Definition lautet, dass das Exotische «von aussen kommt und nachgeahmt, verbessert und ausgebeutet wird». Das heisst: erst Faszination, dann Instrumentalisierung. Die Schau vertraut darauf, dass der Betrachter die Objekte zu deuten versteht, dass er weiss, wo Faszination und wo Ausbeutung am Werk sind. Sie werden so präsentiert, wie ein Rembrandt oder ein Rubens im Museum hängen, versehen nur mit den nötigsten Angaben, weil der kunsthistorische Kenner ja Bescheid weiss. Doch mehr als einmal steht die Besucherin vor einer Buchillustration und assoziiert, was das Zeug hält – vergebens.

Immerhin entdeckt sie die eine oder andere falsche Übersetzung und vertauschte Legenden.

Was hat Johann Caspar Lavaters «Physiognomik» – ein weiterer Hit des 18. Jahrhunderts – mit den Äplern zu tun? Wieso hängt eine Tapete mit dem Motiv von Rousseaus Grab an der Wand? Und gibt der Porzellanklave im bürgerlichen Salon nun eher der Affirmation oder der Ablehnung des transatlantischen Menschenhandels Ausdruck? Der Ratlose wird am Ende dazu neigen, auch hier «Verbesserung und Ausbeutung» am Werk zu sehen.

Die Kenntnis der Sklaverei war indes so verbreitet wie der Abolitionismus. Die NZZ zum Beispiel berichtet 1781 mit statistischer Präzision: «Die Europäer kaufen jährlich 104 100 Sklaven in Afrika, die sie auf ihre Kolonien bringen, und zum Theil durch unverzeihliche Vernachlässigung und Überladung mit

Arbeiten tödten. Die Engländer hohlen jährlich derselben 53 100; die Provinzen von Nordamerika 6300, die Franzosen 23 500, die Holländer 11 300, die Portugiesen 8700, die Dänen 1200. (...) Fällt es den Schwarzen bey, ihre natürliche Freyheit zu suchen und auszurechnen, dass sie mehr Arme haben, als die Weissen, so wird die Kanone unter sie losgebrennt (...). Was muss nicht die eine Hälfte der Menschheit leiden, damit die andre in Wollust leben kann!»

Dass die Rekonstruktion der damaligen Rezeption der Objekte äusserst schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, müsste dem Besucher zu seiner Beruhigung gesagt werden. Wie «exotisch» erschien der schlittens-fahrenden Thurgauerin – die wohl eher in einem Schloss als in einem Bauerndorf lebte – der von der Galionsfigur verkörperte Schwarze? Kaum als Angehöriger einer minderwertigen

biologischen Rasse wie im 19. Jahrhundert, sicher nicht als einem wesentlich differenten «Kulturkreis» Zugehöriger wie heute. Besser hätte der überforderte Besucher vor dem Ausstellungsbesuch zur ausgezeichneten Begleitpublikation gegriffen: Sie spurt den Blick auf den exotischen Blick des 18. Jahrhunderts nicht vor, aber klärt ihn auf.

Kaffee am Unspunnenfest

Die dreisprachige Schau skizziert eine Reihe postnationaler Geschichten. Am Unspunnenfest, das Aristokraten ins Leben gerufen haben, trinkt man Kaffee, der Aufklärer des Landstädtchens

Was bedeutet

«exotisch»?

Das Exotische kommt von aussen, wird nachgeahmt, verbessert und ausgebeutet.

hat seine schwarze Haushälterin eingebürgert, Appenzeller Kaufleute bauen sich mit dem Profit aus dem Baumwollhandel schicke Villen.

Aus den vielen Geschichten ist kein kohärentes Narrativ mehr zu formen, wie die «Schweizer Geschichte» eines bot. Wenn der Container Nationalgeschichte mit seinen fixen Inhalten sich in ein Vexierbild mit ausfransenden Rändern verwandelt, ist vom Betrachter viel Assoziationsgeschick gefordert – wenn er etwas sehen will. Das ist anspruchsvoll und befreiend, führt hier aber auch zu Konfusion. Im Palast des Wissens sollte man auch wissen, was man nicht weiss.

Palais de Rumine, Lausanne: Exotic? Regarder l'ailleurs en Suisse au siècle des Lumières. Bis 28. Februar 2021.

Noémie Etienne, Claire Brizon, Chonja Lee, Etienne Wismer: Une Suisse exotique? Regarder l'ailleurs en Suisse au siècle des Lumières. Diaphanes-Verlag, Zürich 2020. 370 S., Fr. 56.90. Auch in Englisch erhältlich.

Eine Klangwolke schwebt über der Europaallee

Drei Steine lassen die Geräuschkulisse am Zürcher Hauptbahnhof harmonisch klingen. Aber reicht Kunst aus, um misslungene Gestaltung zu heilen?

SABINE VON FISCHER

Wenn es nichts mehr zu retten gibt, hilft vielleicht doch noch die Kunst? Das erhofft man sich auf dem prominentesten neuen Boulevard in Zürichs Zentrum. Die Europaallee hat eine steile Karriere als meistkritisiertester Ort der Stadt hinter sich: lieblos, laut, überhitzt. Dieses und noch mehr war zu hören, erst recht, seit die Bauzäune weniger werden und die Leute sich hier aufhalten.

Hinter dem Hauptbahnhof ist manches aus dem Gleichgewicht geraten. Zwar widmen sich die Zürcher Stadtbehörden seit längerem intensiv dem Problem der Hitzeinseln. Trotzdem wurde der Europaplatz, genauso wie der Gustav-Gull-Platz am anderen Ende der Europaallee, durchgehend versiegelt, erst noch mit schwarzem Asphalt. Die Wasserfläche, die bei Bedarf die leichte Schräge am westlichen Ende der Achse mit kühlendem Nass auffüllt, wirkt auf viele wie ein Nachgedanke oder sogar wie ein Versehen, eine willkommene Überschwemmung, nur leider ganz ohne das angenehme Rauschen des Wassers.

Die neuen Hochhäuser prunken mit Fassadenornamentik in Naturstein, Glasprofilen und schimmerndem Metall. Aber die Wertigkeit des neuen Stadtteils hört am Boden abrupt auf. Ein Strassenbelag wie in Hinterhöfen und Werkanlagen begrüsst jene, die aus der Bahnhofserweiterung in die Zürcher City eintreten.

Obertöne über dem Asphalt

Wer auf dem harten Asphalt genau hin hört, erfährt einen Moment der Versöhnung. Auf die Gebläse der Züge gestimmte Obertonreihen dringen von irgendwoher ans Ohr. Auf dem Europaplatz sind drei blaue Ufos aus Kunststoff gelandet. Wer näher herantritt, nimmt die Töne im Stein wahr. Sie schweben über dem Boden. Wer sitzt, spürt sie auch als Vibrationen.

Die schrillen, quietschenden und kratzenden Geräusche des Bahnhofs werden in sphärische Harmonien getaucht, aufs Mal erscheint diese Umgebung, eingehüllt ins schleifende Summen der Obertöne, verändert und weni-

ger schrill. In die harte Hektik am Hauptbahnhof mischen sich Kirchenglocken, ein Pfeifen – ob sie nun aus einem Lautsprecher oder aus der Stadt kommen, ist nicht immer eindeutig.

«Harmonic Gate» nennt das Berliner Künstlerduo O+A, Bruce Odland und Sam Auinger, diese Arbeit. In anderen Städten haben sie schon Klangkörper aus Stahl oder Plastik in den öffentlichen Raum gestellt, in Zürich ist es eingefärbter Beton. Entziehen kann sich den wellenartig den Platz durchlaufenden Klängen keiner, auch wenn die Töne auf leisen Sohlen gehen, absichtlich: Sie sind immer leiser als die Umgebung. Hier braucht es keine weiteren Akzente, sondern ein Remedium, das nur noch die Kunst leisten kann.

Das harmonische Eingangstor zur Europaallee von O+A ist Teil einer grösseren Arbeit und gehört zu einer Reihe von künstlerischen Interventionen nach dem Konzept der Kuratoren Evtixia Bibassis und Patrick Huber. Der ganzen Europaallee entlang sollen der-einst Klangsteine den Stadtraum in ein auditives Gleichgewicht bringen, in Zu-

kunft auch mit wechselnden Kompositionen von Gastkünstlern.

Man könnte denken, das Geld liege in der Europaallee auf der Strasse herum, doch dem ist leider nicht so. Die zwölf fehlenden Klangsteine, die dereinst einen «River of Sound» formen sollen, sind noch nicht finanziert. Sie werden auch nicht ausreichen, um uns mit den Planungsfehlern an der Europaallee zu versöhnen, aber besänftigen werden sie uns sicher.

Schönheit für die Ohrmuschel

Die blaue Färbung der drei Klangsteine von O+A hebt sich subtil vom Strassenbelag des Platzes ab. Fast liebevoll sucht die Arbeit eine Verwandtschaft im Material. Denn der Asphalt sei der genetische Code des Zürcher Stadtraums, erklärte der Landschaftsarchitekt Matthias Krebs die Gestaltungsidee (Krebs und Herde, Schweizer Landschaftsarchitektur, Edition Hochparterre 2020). Ob dieser Code, wenn er nicht ohnehin infolge Hitzestau und Überschwemmungsgefahr längst über-

holt wäre, an den prominenten Ort neben dem Hauptbahnhof gehört, ist allerdings eine berechtigte Frage.

Sam Auinger stellt die Frage nach der Platzgestaltung vorab in akustischer Hinsicht. Die Aufenthaltsbereiche mit den einladend breiten Holzbänken auf Tessiner Gneis reihen sich entlang der Fassaden und der Strassenkanten – also da, wo es am lautesten ist. Auch etwas Schatten findet sich entlang dieser Ränder; dank den Ginkgos, die als «klimaresistente Stadtbäume» zurzeit grosse Karriere machen. In der Mitte dieser Piazza gibt es nur glatten, kostengünstigen und wartungsarmen Asphalt.

Den lieblos behandelten Stadtraum heilt auch diese Klangkunst nicht vollends. Immerhin stiftet sie musikalische Harmonie: In der Nähe der Klangsteine entfaltet sich in der Ohrmuschel der Zuhörer eine sanfte, vergängliche Form von Schönheit.

«Harmonic Gate», Klanginstallation des Künstlerduos O+A, Bruce Odland und Sam Auinger, Europaplatz, Zürich, täglich von 6 bis 24 Uhr.